

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Bremer Literaturpreis 2007

Preisverleihung am 26. Januar 2007, im Bremer Rathaus

Felicitas Hoppe: „Johanna“

Laudatio auf Felicitas Hoppe, gehalten von Gudrun Boch

„Das Sujet ist äußerst scabrös, und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird...“ Mit diesen Bedenken hatte der Herzog von Weimar Schiller vor dem Johanna Stoff gewarnt.

Umsonst. Als das Stück im September 1801 in Leipzig uraufgeführt wurde, feierte der Dichter seinen höchsten Triumph. Diesen Jubel freilich zieht 120 Jahre später der irische Dramatiker George Bernhard Shaw ins Lächerliche; er findet im Schillerschen Drama die Jungfrau von Orleans in einem „Hexenkessel tobender Romantik ertrunken“ und wiederbelebt seinerseits das lothringische Bauernmädchen mit frischem Atem. Anders als Schiller lässt er in seinem nobelpreisgekrönten Stück die Glaubenskriegerin, dem historischen Geschehen entsprechend, in den Flammen sterben und im Augenblick ihres grausamen Todes ruft Bruder Martin: „Das ist nicht ihr Ende, sondern ihr Anfang.“

Wie wahr! Johanna und kein Ende. Seit ihrem Märtyrertod im Jahr 1431 ist die Nachwelt mit ihr beschäftigt. Mittlerweile zählt die Nationalbibliothek von Paris zwanzigtausend Bücher über sie, im Internet stehen angeblich mehr als hundertsechszwanzigtausend Einträge unter ihrem Namen. Zu haben ist sie in Bronze gegossen, in Holz geschnitzt, gemalt, verfilmt, auf die Bühne gebracht, besungen, beschrieben, dramatisiert. Johanna, die Jahrtausendfrau. Noch zu Ende

ihres Millenniums gab es zwei viel beachtete Filme über sie, aber abgefeiert ist sie noch lange nicht. Es wird weiterhin über sie konferiert und debattiert; im Mai kommt sie in Basel neu inszeniert auch wieder auf die Bühne in Arthur Honeggers *Johanna* Oratorium. Bemerkenswert: Fast ausschließlich sind es Männer, die sich an der Jungfrau von Orleans abarbeiten.

Das mag, muss aber keine Herausforderung für Felicitas Hoppe gewesen sein. Als Autorin gibt sie sich durchaus androgyn, *gender-crossing* vollzieht sich in ihren Texten fast unmerklich und ihr literarisches Metier sind Seefahrer-, Abenteuer- und Rittergeschichten. Und von Rittern zu Jungfrauen, das ist ja nur ein Gedankensprung!

Jungfrauen sind hin und wieder schon in ihren früheren Texten aufgetaucht, zum Beispiel im vorletzten Buch *Verbrecher und Versager*, ein Band mit fünf Porträts wirklicher Personen, eine davon ein Zeitgenosse Schillers, der Abenteurer Franz Kapf. Felicitas Hoppe lässt ihn ein Schiff besteigen, das auf den Namen „Jungfrau Johanna“ getauft ist. „Ein Name,“ heißt es da, „schön wie ein Drama von Schiller, außen glänzend, innen dunkel und stickig“.

Die Porträts in *Verbrecher und Versager* gelten Randfiguren der Geschichte. Mit *Johanna* nun widmet Felicitas Hoppe sich einer Frau aus der ersten Reihe, einer Zentralfigur der europäischen Kulturgeschichte, dargestellt und interpretiert als Hexe und Hure, als Lichtgestalt und Teufelsweib, als Gottestochter und Häretikerin, als Racheengel und Kriegstreiberin, als Psychopatin und Märtyrerin, Opfer und Täterin, vereinnahmt von links und von rechts, von oben und unten.

Auf welchen Karren soll man da springen, wenn man ohnehin allen Charakterbeschreibungen gegenüber so skeptisch ist wie Felicitas Hoppe? Charaktere zu konstruieren sei sinnlos, schreibt sie in *Verbrecher und Versager*, „Charaktere existieren nicht. Sie sind, wie im Schlepptau die Biographien, immer erfunden“.

Was für eine Johanna erfindet Felicitas Hoppe?

Zunächst einmal im Prolog des Buches die überlieferten Ereignisse – poetisch eingefärbt: „Johanna wurde in der Dreikönigsnacht geboren. Die Tiere begannen zu sprechen, die Brüder hielten den Stern in die Höhe, nur die Könige konnten sich nicht einigen. ...“ Neunzehn Jahre später dann der Prozess und der Tod auf dem Scheiterhaufen. Das ist der Referenztext des Romans, der nun in eine nicht näher bestimmte Gegenwart führt. Drei Personen, jede auf ihre Weise mit dem Deciffrieren des Johanna Mythos beschäftigt, treten in Aktion. Im Zentrum eine Ich-Erzählerin, die über Johanna, speziell über die zwölf Schuldartikel gegen sie, promovieren will. Ihr zugesellt der bereits promovierte Akademiker Dr. Peitsche. Der dritte im Bunde, ebenfalls auf Johannas Spuren, ist ein Professor bei dem die Ich-Erzählerin ihre Promotionsprüfung ablegen will.

Nach allerlei seltsamen Prüfungsvorbereitungen ist es im letzten Drittel des Romans soweit, die Ich-Erzählerin tritt ihrem Prüfer gegenüber und plötzlich, statt die gefürchteten Fragen zu den Schuldartikeln abzuwarten, setzt sie, einer inneren Stimme folgend, zu einer fulminanten Rede über den Prozess gegen Johanna an, eine Rede, die alle scholastischen Spitzfindigkeiten außer Acht lassend, in der Aussage mündet, dass kein Argument Johanna hätte retten können, die Jungfrau sollte brennen.

Der Professor von soviel Leidenschaft und eigenmächtiger Rhetorik überrumpelt, rät der Doktorandin, von der Wissenschaft zu lassen und lieber Romane zu schreiben. Dann macht er sich davon. Die Prüfung findet nicht statt. Die Ich-Erzählerin, von ihrer Inspiration verlassen, aber noch immer mit der Jungfrau von Orleans beschäftigt, beschließt eine Reise nach Rouen, dem Schauplatz von Johannas Hinrichtung. Im Zug trifft sie – Phantasmagorie, Traum oder Halluzination? – Gestalten aus Johannas Leben, Freunde und Feinde, Waffenbrüder und Verräter, auch der Professor ist dabei, alle in einem großen Saufgelage versammelt. Von Bruder Martin begleitet kommt sie nach Rouen, trifft dort auf Dr. Peitsche und sie, die Nichtschwimmerin, lässt sich von ihm, dem „geliebten Gegner“, zum Schwimmen in der Seine verführen, dort, wo der Gerichtsdienner Jean Massieu Johannas Asche und ihr vom Feuer verschontes Herz sechshundert Jahre zuvor in den Fluss geworfen hatte.

Dies nur ein dürftiger Wegweiser durch das Buch. In jedem Versuch einer Handlungsskizze schrumpft der Roman zu einer Geschichte, die nur im Kontext aller ineinander geschobenen und miteinander verflochtenen Erzählstränge, und im Kontext der vielen Anspielungen und Assoziationen ihren Reiz und ihre außerordentliche Wirkung entfaltet. Eindeutig ist hier nichts und schon gar nichts eindimensional, deshalb gibt es auch mehrere Lesarten.

Man kann den Roman als eine Traumgeschichte auffassen, auch als Maskerade und Mummenschanz; als ein Spiel, ein Kammerspiel aus Dichtung und Wahrheit, Wunder und Wirklichkeit. Auch eine Geschichte der Selbstfindung ist darin enthalten, ebenso eine Satire auf den Wissenschaftsbetrieb und eine, wenn auch verhaltene, Liebesgeschichte. All das und noch viel mehr lässt der Text zu, entzieht sich zugleich aber der Festlegung auf die eine oder andere Deutung. Denn er ist kapriziös, schlägt viele Richtungen ein, öffnet Echoräume, setzt witzige Pointen, stellt Existenzfragen („Wer sind wir wirklich?“), legt Spuren zu Felicitas Hoppes früheren Werken mit Wörtern und Sätzen, die wie Geheimcodes den Hoppeschen Kosmos abstecken. Da sind Dinge und Tätigkeiten, die eine ganz eigentümliche Signifikanz gewinnen. Das Schwimmen, zum Beispiel „Wer schwimmen kann, kommt nur langsamer um“, diese Feststellung macht in dem Seefahrerroman *Pigafetta* noch Sinn, in *Johanna* hingegen wird sie zum insider joke und zur Tröstung für Nichtschwimmer, zu denen die Ich-Erzählerin gehört, zumindest zu Anfang, später wechselt sie die Seiten.

Weitere Fragen: Was hat es mit den von Buch zu Buch immer aufs Neue gebügelt und scharf gefalteten Schürzen, Krawatten und Tüchern auf sich und was signalisieren weiße Hemden, in denen die Protagonisten vorzugsweise in Erscheinung treten? Oder Nüsse? Von Buch zu Buch werden sie geworfen, geknackt, geschält, gegessen. Ganz zu schweigen von Mützen. Kaum eine Geschichte, in der sie nicht vorkommen. Mützen sind freilich, wie Kopfbedeckungen überhaupt, auch sehr brauchbare Erkennungsmerkmale. Mützen geben Auskunft über Beruf, gesellschaftlichen Stand, politische und religiöse Zugehörigkeit, über Witterung und Tageszeit. Logisch deshalb, dass es Mützenexperten geben muss und einen solchen hat Felicitas Hoppe in *Johanna* mit der Figur des Dr. Peitsche zentral ins Bild gesetzt. So besessen wie der Forscher seine Karteikarten anlegt, so manisch faltet

Peitsche Papiermützen, „ für jeden Kopf eine eigene Mütze, eine eigene Faltung, eine eigene Aufschrift“.

Für die ganze Personage der Johannageschichte faltet Peitsche Mützen und versieht sie mit kennzeichnenden Aufschriften. VERRÄTER steht auf Loiseleurs Mütze, BLAUBART auf der des Gilles de Rais, DER SIEBTE auf der des Königs und so weiter. Nur Johannas Mütze bereitet Probleme, ist schwer zu beschriften, denn wer ist Johanna? Was für ein unbegreifliches Wesen war sie? Und was bedeutet sie heute? Diesem Rätsel auf den Fersen begeben sich der Doktor und die Studentin auf Recherche. „Wir würden uns gern zu Hilfe kommen,“ stellt die Ich-Erzählerin fest, „ aber gemeinsam sind wir nur doppelt verwirrt“.

In dem rasanten Verwirrspiel des Textes scheint sich sein Gegenstand aufzulösen, zu verflüchtigen. Johanna tritt *in personam* nirgends auf, wir hören sie nicht, sehen sie nicht. Der Roman hat sich eine sehr gründliche Johannaforschung einverleibt, sie verdaut, transformiert und in diesem Prozess ist die konkrete Figur der Johanna verschwunden. Und doch ist etwas von ihr geblieben. Erinnern Sie sich an die Edamer Katze in *Alice im Wunderland*, die grinsende Katze? Als die Katze schon längst verschwunden ist, bleibt von ihr das Grinsen zurück. So ähnlich ist es mit Johanna. Als Person ist sie nicht greifbar, aber ihre Energie, ihre Entschlossenheit, ihre Schnelligkeit und Schlagfertigkeit, die sind geblieben und haben sich in Felicitas Hoppes Roman in Sprache materialisiert, sind verwandelt in Spachenergie und poetische Kraft. „Schnelle Zunge, helle Rede, stürmischer Gang“, das ist Johanna.

In den Büchern von Felicitas Hoppe herrscht eine Logik der Phantasie und Einbildungskraft. Und was wie Unsinn wirkt, ist nur eine andere Form der Erkenntnis, so wie Verfremdung dem besseren Verstehen dient. Und verstehen will man, um weniger ausgeliefert zu sein, zum Beispiel der Angst. Auch um Angst geht es in dem Buch *Johanna*. Mehrfach hören wir von der Ich-Erzählerin „Die Angst nimmt mich bei der Hand und führt mich. Wenn die Angst bei mir ist, habe ich keine Angst“. Für den Satz dankt die Autorin im Nachwort dem russischen Dichter Ossip Mandelstam. Dieser Name und dieser Satz verweisen auf die Ebene existentieller Befindlichkeiten. Es geht in dem Roman nämlich nicht nur um Papiermützen und Lagerfeuer. Es gibt Passagen, die in Tonfall und Dringlichkeit an Prosa von Ingeborg

Bachmann erinnern, an Gedichte von Sylvia Plath , an Frauen, die auf des Messers Schneide lebten, durchs Feuer gingen, verbrannten. „Es ist schade, dass alles nur Worte sind, ich wünschte mir einen richtigen Scheiterhaufen, auf dem man mich verbrennen würde“, diesen verzweifelten Satz schrieb die Mandelstam Freundin Marina Zwetajewa.

Verweilen lässt uns Felicitas Hoppe bei solchen Überlegungen nicht lange, denn schon kommt wieder ein Gedankensprung und plötzlich ist man beim Fußball, der ja auch etwas

Existenzielles ist, mit gläubigen oder abergläubischen Ritualen. „Die Waden polieren, auf Schultern klopfen, den Gegner verfluchen, kurz in die Knie und die Stirn auf den Rasen. Beim Singen der Hymne in Tränen geraten, das Stirnband segnen, die Halskette küssen, danach das vertraute Kreuz auf die Brust...“

„Dunkel und stickig“, diese Worte fielen, wie eingangs zitiert, im Zusammenhang mit Schillers *Jungfrau von Orleans*. Man muss dieses Urteil nicht der Autorin zuschreiben, denn die Bemerkung kam ja aus der Ecke des Abenteurers Franz Kapf und der war süchtig nach Frischluft und Weite.

Aber doch fallen uns die Worte wieder ein, weil sie genau das Gegenteil von dem beschreiben, was den Roman *Johanna* ausmacht. Denn der ist wunderbar durchlüftet mit klugem Sprachwitz und überbordender Phantasie. Er öffnet die Türen nach allen Seiten, in alle Richtungen. Seine Energie ist mitreißend, sein ganz eigener Erzählton ansteckend.

Felicitas Hoppe gelingt das Kunststück, zu einem finsternen Kapitel der Inquisitionsgeschichte ein lichtetes, ein helles Buch der Gegenwart zu schreiben. Ein Buch, das Befreiung atmet und jeder Festschreibung auf Botschaften oder Ideologien widersteht. Die *Jungfrau von Orleans* wird weder vereinnahmt noch instrumentalisiert.

In ihrem Debütband *Picknick der Friseure* bemerkt die Autorin in einer der Geschichten: „Vieles spricht nicht gegen das Schreiben. Es ist eine warme und geschützte Tätigkeit. Selbst bei schlechter Witterung gelingt hin und wieder ein lesbarer Satz.“ Wie bescheiden! Der Roman *Johanna* wimmelt von wunderbar lesbaren, funkelnden und vieldeutigen Sätzen, Sätze für alle Gelegenheiten, auch für

ein Schlusswort: „Damen und Herren. Lassen Sie sich Zeit mit dem Buch, lesen Sie, wenn die Zeit dafür reif ist, lesen Sie zu gegebener Stunde.“

Die Stunde ist gegeben, die Zeit ist jetzt.

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

c/o Stadtbibliothek Bremen • Am Wall 201 • 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 • Fax (0421) 361 6903 • E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de